

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 189.

Sonntag, 15. August.

1915.

„Das Tantchen.“

Erzählung von Forst Bodemer.

(Nachdruck verboten.)

Herr Angrabeit saß, wie immer nach dem Mittagessen, in seinem bequemen Lehnstuhl am Fenster und las seine „Königsberger Zeitung“. Ab und zu sah er über die Brillengläser hinweg nach dem „Spion“, dem Spiegel, den man noch in Landstädten findet, in dem man überblicken kann, was draußen auf der Straße vorgeht. Das schwarze Käppchen, um das seine älteste Enkelin in Jnsferburg einen hellgrünen Efeufranz gestickt, hatte er ins Genick geschoben, ein langer weißgrauer Vollbart hing ihm fast bis auf sein umfangreiches Bäuchlein herab. Der alte Herr machte den Eindruck, als ob er mit sich und der Welt höchst zufrieden sei. Und dazu hatte er allen Grund. Fünfunddreißig Jahre war er Wöttchermeister gewesen, hatte es als fleißiger und tüchtiger Mann vorwärts gebracht, vor vier Jahren hatte er das Geschäft seinem Sohne übergeben, am Jnsferburger Tore liegt es, hatte sich das kleine Häuschen hier an der Bahnhofstraße gekauft, das Erdgeschoß bewohnte er mit seiner Frau, das einzige Stockwerk war an den Herrn Leutnant Klebenich vermietet, der pünktlich an jedem Ersten des Quartals mittags antrat und die Miete in Gestalt eines Schecks bezahlte, dabei nie vergaß, seiner Frau Wirtin eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Entweder er brachte ihr einen großen Kasten ausgezeichnetes Konfekt mit, wie es in der kleinen ostpreussischen Stadt überhaupt nicht zu haben war, oder schöne Batisttaschentücher mit groß eingesticktem Monogramm, einmal war es sogar wunderbarer, schwarzer Seidenstoff zu einem ganzen Kleide gewesen. Dafür hielt ihm aber auch seine Hauswirtin die Wohnung in tadelloser Ordnung, täglich wuschte sie selbst Staub, sah seine Wäsche und das Bettzeug durch und nahm grundsätzlich kein Geld dafür. Das heißt, der Herr Leutnant bezahlte aber auch eine sehr anständige Miete. Selbstverständlich war es, daß der junge Offizier, wenn er den Scheck und das Geschenk brachte, bei seinen Wirtsleuten eine ordentliche „Stange“ ausgezeichneten Wacholderschnaps trank und ein gutes halbes Stündchen sitzen blieb. Er kam überhaupt öfters einmal runter. Der Herr Leutnant war anders wie die Herrschaften hier, wahrscheinlich, weil er vom Rheine stammte. Dort sind die Leute lustiger, reibelliger als in Ostpreußen. Herr Angrabeit wußte das aus seiner Handwerksburschenzeit, da war er bis an den Rhein gekommen, nach Mainz und Wiesbaden, Düsseldorf aber, woher der Leutnant stammte, kannte er nicht. Der hatte auch nicht bei den „Dusterkoken“, wie man das Manenregiment hier an der russischen Grenze nannte, eintreten wollen, sondern bei den Preßfelder Husaren, aber der Kaiser wollte ihn aus dem Kadettenkorps hierher als Fähnrich überweisen lassen. Und es gefiel dem Herrn Leutnant anscheinend in Ostpreußen sehr gut. Und ganz prachtvoll hatte er seine Wohnung oben eingerichtet. Jedes Möbelstück war gediegene Eiche. Das heißt, seine unverheiratete Tante, Fräulein Mlothilde Würmeling, hatte ihm die Wohnungseinrichtung geschenkt. Wenn Herr Angrabeit an

die kleine Dame mit den grauen Ringellocken, der spitzen Nase und dem großen Mund nur dachte, mußte er schmunzeln. Jedes Jahr kam sie einmal zu Besuch mit zehn Gepäckstücken, wollte acht Tage bleiben, und dann wurden doch drei Wochen drauß. So etwas von Lebenshaftigkeit gab es nicht gleich wieder auf der Welt. Die Herrn Leutnants hatten erst große Augen gemacht und die Mundwinkel hängen lassen, als sie zum ersten Male mit ihrem Neffen durch die Stadt gegangen war. Aber bald hatte sich das Blättchen gewendet, sie schwärmten durch die Bank für „Tantchen“, denn jeden Abend war etwas los und sie natürlich der Mittelpunkt. Und immer ging sie in Samt und Seide. Aber trotzdem wohnte sie nicht im ersten Hotel der Stadt, im „König von Preußen“, sondern bei ihrem Neffen. Vier Räume waren oben ja vollständig eingerichtet, dazu kam noch die Schrank- und Sattelskammer und ein Badezimmer. Und eine Hauswirtin war vorhanden, wie man sie so leicht nicht wiederfinden konnte. Ja, Herr Angrabeit war mit seiner Eheliebsten sehr zufrieden, obgleich sie gar nicht von hier, sondern von Brandenburg an der Havel stammte, wo er sie auf der Wanderschaft kennen gelernt, als Tochter eines ehrlichen Wöttchermeisters, bei dem er nur ein paar Wochen hatte arbeiten wollen, aber es war ein halbes Jahr daraus geworden. . . . Herr Angrabeit nahm seine Zeitung wieder auf, um weiterzulesen. Denn gleich mußte seine Frau ja den Kaffee bringen, draußen hörte er den Omnibus vom „König von Preußen“ mit dem klapprigen Schimmel und dem Braunen davor herankummeln, der Berliner D-Bus war also schon eingelaufen! Ja, wenn man sich in Gedanken einspinnt! Na, jetzt im Mai stand auch nicht viel in der Zeitung, die Politik fing schon langsam an, in die Sauregurkenzeit reinzugleiten. . . . Zäh ließ Herr Angrabeit das Blatt wieder fallen. Was war denn das? Der Omnibus rumpelte nicht an seinem Hause vorbei, nach dem „Spion“ sah er, wahrhaftig, er hielt vor seiner Tür. Und die schönen Koffer, die da auf dem Verdeck lagen, die sollte er doch kennen! Da sprang Herr Angrabeit auf aus seinem Lehnstuhl, rüdt sich das schwarze Käppchen mit der hellgrünen Efeufranke gerade auf seiner Gluke, zog die Weste über sein Bäuchlein herunter und lief hinaus.

Wahrhaftig, da kletterte das kleine Fräulein Würmeling aus dem Omnibus, aber nicht lachend wie sonst, sondern mit tobernstem Gesicht. Als das Herr Angrabeit sah, verschlug's ihm einen Augenblick den Atem. Dann aber streckte er die Hand aus, schwenkte mit der andern sein Käppchen und sagte in seinem biederem Ostpreussisch:

„Aber na—in, gnädiges Fräuleinchen! So eine Überraschung! Ja, dann auch mal ärzt herzlich willkommen!“

Das kleine Fräulein vergaß den Dank, es schnappte ein paarmal nach Luft, so heftig, daß die grauen Ringellocken hin und her baumelten und sprudelte dann in ihrem singenden Rheinisch heraus:

„Sagen Sie doch bloß, Herr Angraheit, was ist denn eigentlich los? Nicht einmal vom Bahnhof holt mich mein Nefse ab und hier ist er anscheinend auch nicht! Herrjott, Herrjott“, nach ihrem Taschentuch suchte sie, wahrhaftig Tränen hatte sie in den Augen. Und aus sie es endlich gefunden hatte, schluchzte sie: „Ich hab' doch gestern telegraphiert!“

Da ging Herrn Angraheit das Verständnis auf. Nicht nur wegen des Telegramms, o nein, er wußte Bescheid.

„Ach so—o! Ja, das Telegrammchen ist da! Es liegt in meiner Stube, und der Herr Leutnant ist vorgestern ausgerückt, 's ganze Regiment! Marm, gnädiges Fräuleinchen, keine Seltenheit bei uns an der Grenze! . . . Aber vorhin hab' ich Musik gehört, sie sind zurück. Der Karolek ist immer noch Bursche, mit den Pfordchen ist er aber noch nicht da! Er muß aber gleich kommen und der Herr Leutnant wird noch bei seinem Buge zu tun haben!“

Da atmete Fräulein Würmeling wenigstens etwas erleichtert auf.

Eine weiße Schürze sich zubindend, kam im hastigen Lauf die rundliche Frau Angraheit an, fühlte schnell erst noch einmal, ob die raubenschwarze Perücke auch fest auf ihrem Kopfe saß, und begrüßte den hochwillkommenen Besuch im brandenburgisch-ostpreussischen Dialekt.

„Gnädiges Fräuleinchen, nee aber, wie ide mir freue! Garzlich guten Tag, ganz herzlich! Und was wird der Herr Leutnant for 'ne Freide haben!“

Wilhelm, der Kutscher und Hausdiener des Hotels zum „König von Preußen“, wußte, daß da ein anständiges Trinkgeld abfiel, seine rote Nase bewies, welchen Wert er auf das legte, dienstfertig lud er vier große Koffer, ein paar Kisten und Pakete und eine Kutschschachtel ab und erbot sich sogar, die Sachen rauf in die Wohnung zu tragen.

Frau Angraheit lief von dannen, um „ihren“ Korridorschlüssel zu holen.

Nach zehn Minuten saß Fräulein Würmeling in dem Schreibtischstuhl und band unter ihrem spitzen Kinn die breite, schwarze Seidenschleife ihres Kapottchütchens auf und sah Herrn Angraheit mit einem ziemlich mißbilligenden Blick an. Der stand an der Türe, die Unterlippe vorgeschoben und blickte an Fräulein Würmeling vorbei zum Fenster hinaus. Seine Frau hatte sich schleunigst aus dem Staube gemacht, um einen starken Kaffee zu kochen, der war nach einer solch langen Reise eine Wohltat.

Weil aber Fräulein Würmeling noch immer nichts sagte, ging Herr Angraheit auf den Schreibtisch zu, da lag immer genau an derselben Stelle der Schlüssel zum Briefkasten, und meinte:

„Ich will die Postkassen rausholen, damit der Herr Leutnant gleich alles zur Hand hat, wenn er kommt!“

Herr Angraheit war ein Diplomat. Noch immer war ganz kurz vor dem Eintreffen von Fräulein Würmeling eine große Weinkiste gekommen. Rheinwein, wie man ihn weder im „König von Preußen“ noch im „Schützenhaus“ bekam. Er wurde bei einer solchen Sendung auch immer mit einigen Flaschen beglückt. Ja—a, wenn man die ausschürfte, begriff man, warum die Deutschen am Rhein so quacksilbriges Blut in den Adern hatten. . . . Und wenn von der Güterexpedition etwa eine Karte im Briefkasten saß, daß eine solche Sendung angekommen sei, denn bis zu einem Expediten hatte es das knapp zweitausend Einwohner — außer dem Militär — zählende Städtchen noch immer nicht gebracht, so ließen sich allerlei Schlußfolgerungen ziehen, nämlich, daß das Unwetter, das im Anzug zu sein schien, gar nicht zu arg toben würde! . . . Und richtig, eine solche Karte war da! Die legte er ganz oben auf die Postkassen, betrat das Zimmer wieder auf den Fußspitzen und dankte Gott im stillen, daß Guckgeflapper ganz in der Nähe hörbar wurde. Er eilte ans Fenster, trat auf Fräulein Würmeling zu, legte die Postkassen auf den Schreibtisch und sagte:

„Da kommt der Karolek mit den Pfordchen! Ich will ihn gleich rausschicken, gnädiges Fräuleinchen!“

Und dann lief er sehr dienstfertig raus und die Treppen hinunter. . .

(Fortsetzung folgt.)

== Lesefrucht. ==

Der Mensch beziehe möglichst all sein Tun und Treiben auf jenes Heiligste in seiner Brust, wovon er fühlt, daß es nur ihm angehört und das eben darum ewig und unveränderlich sein muß; da bleibt ihm zum Zweifeln kein Grund und zum Verzweifeln keine Zeit. Gebbet.

Die gedrückte Stimmung der irregeleiteten Belgier.

Die Schilderungen zweier Gefangenen.

Vor einiger Zeit trafen mittags mehrere belgische Soldaten auf Bahnhof St. Peter in Gent ein, die auf einem Patrouillengang an der Pforte gefangen genommen waren; es waren kräftige, gesunde Burschen im Alter von 20 und 21 Jahren, die teils seit Kriegsbeginn im Feld standen, teils später in Frankreich eingekleidet und ausgebildet waren. Sie erzählten, daß sie seit langer Zeit ohne Nachricht von ihren Angehörigen wären, und daß die Stimmung im belgischen Heer dadurch allgemein eine sehr gedrückte wäre, weil irgend welche Lebenszeichen aus der Heimat nicht einträfen, und die lange Kriegsdauer sowie die in der belgischen Front herrschende Untätigkeit mutlos machten. Verwandte von zwei Gefangenen wohnten in der Nähe von Gent, und so war es ein leichtes, mit Hilfe der deutschen Militärbehörde ein Wiedersehen dieser beiden mit ihren Angehörigen zu ermöglichen, die man rechtzeitig benachrichtigte.

Die Gefangenen saßen an einem Tisch, als die Tür plötzlich geöffnet wurde und die Eltern nebst zwei Schwestern des Gefangenen E. eintraten. Die Mide der Mutter schweiften über die belgischen Soldaten hin, und sofort hatte das Mutterauge den geliebten Sohn erkannt; laut aufschluchzend stürzte sie auf den freudig überraschten zu, der sich sprachlos aufrichtete und sich blühschnell seiner Mutter in die Arme wirft. Lange halten sich Mutter und Sohn umschlungen; dann begrüßt der Gefangene den Vater und die Schwestern, die alle auf den Wiedergefundenen mit allerlei Fragen einstürmen.

Die übrigen Gefangenen stehen tiefbewegt da und machen stumm den Angehörigen des Kameraden Platz. Bereitwillig erzählen sie von ihrem Leben und Treiben in der Front, wo die Belgier im vordersten Schützengraben liegen, während die Engländer die dahinter befindlichen Stellungen besetzt halten. Die Verpflegung wäre früher mangelhaft gewesen, aber seit einiger Zeit besser geworden. Allerdings gäbe es kein warmes Essen, sondern nur warmen Kaffee, Brot, Speck und Konferven. Sie erhielten Kenntnis von den Vorgängen in den Schlachtfeldern durch ein Blatt, das England und Holland drucken ließen. Abgesehen vom westlichen Kriegsschauplatz, wo sie den Verlauf der deutschen Stellungen annähernd richtig kannten, waren sie über den Stand der Kämpfe auf den übrigen Kriegsschauplätzen völlig falsch unterrichtet. Sie glaubten, daß die Russen in Wien und Ungarn ständen und weithin in deutsches Gebiet eingebrochen wären; Königsberg sollte schon seit 1914 in russischen Händen sein. Die Verbündeten sollten Gallipoli erobern und die Italiener bereits Triest besetzt haben. Von Interesse dürfte die Aussage der Gefangenen sein, daß belgische Truppen wiederholt den Gehorsam verweigert haben und aus der Front zurückgenommen werden mußten; diese Truppen sollen nach Orleans gebracht sein. Auch jetzt soll sich wieder ein belgisches Regiment als unzuverlässig erwiesen haben und zurückgezogen worden sein. Die Gefangenen begründen diese Erscheinung damit, daß die belgischen Soldaten sich nicht mehr für die englischen Interessen opfern wollen und im übrigen das Ausbleiben ihres Kampfes einsehen. Die Gefangenen sprachen den Wunsch aus, an ihre Angehörigen zu schreiben; von der erteilten Erlaubnis machten sie eifrig Gebrauch. Die Familie des Gefangenen nahm inzwischen Abschied, und es war still im Raum geworden.

Da öffnete sich die Tür, und eine Frau tritt herein. Ein mit Briefschreiben beschäftigter Gefangener schaut auf, erkennt seine Schwester und eilt ihr hocherfreut entgegen; Bruder und Schwester liegen sich in den Armen und halten dann lange Aussprache. Leider hat die Schwester auch eine Hiobs-post zu überbringen; vor einiger Zeit ist der jüngste Bruder gestorben. Tränenden Auges wird die Unterhaltung der Geschwister fortgesetzt, zu denen sich auch noch der Chemann der Schwester gesellt hat. Nach einiger Zeit sind die Gefangenen wieder allein; der Posten hält an der Tür Wacht. Vor den Augen der Gefangenen steht das soeben Erlebte, und sie träumen von der Heimat.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Der alte Mantel. Nachstehender Brief wurde uns von einem Leser unseres Blattes zur Verfügung gestellt. Der Herr übergab im vorigen Jahr, auf einen Aufruf hin, dem roten Kreuz einen abgelegten Mantel mit seiner Karte. Darauf erhielt er von seinem Mantel den Brief, den wir hier folgen lassen: „Wembrechies, 27. 11. 14. Lieber ehemaliger Herr! Nun bin ich schon seit ungefähr einem Monat in anderen Händen und in einem anderen Land, wo ich nicht als Geschützdonner höre und Militär sehe. Ich hatte eine schöne Fahrt hierher und ich sah von meinem Gepäcksack herunter die fremde Gegend. Ab und zu hielt der Zug: es wurden ein paar mir unverständliche Worte geschrien. Dann ging's aber weiter hierher, wo ich schon viel erlebte, und nun komme ich endlich dazu, Ihnen, meinem lieben früheren Herrn, mal zu schreiben. Wie sehr vermisse ich doch die prächtige Behandlung, die Sie mir zuteil werden ließen, als ich mich noch Ihr Eigentum nennen durfte. Wie liebevoll nahmen Sie mich immer mit zu den schönen Spaziergängen ins Ländchen, und wenn ich Ihnen nicht zum Schutz gegen Regen und Kälte dienen durfte, so trugen Sie mich auf dem Arm spazieren. Aber jetzt, o weh! Ich werde fest zusammengekrallt auf einen Tornister geschmalt und werde nur zum Schutz gegen nassen Boden oder Regen gebraucht. Aber niemand, der mich mal ausbüttelt oder zum Trocknen an einen Ofen hängt. Auch darf ich mich niemals in einem schönen Kleiderschrank ausruhen. Wie sehr sehne ich mich nach meinem lieben früheren Besitzer. Nichtsdestoweniger hält mich mein jetziger Herr sehr in Ehren, und ich bin auch froh, daß ich dem Vaterland einen kleinen Dienst erweisen und daß ich dazu beitragen kann, einem tapferen Krieger sein schweres Los zu erleichtern. Nun, seien Sie versichert, sollte es mir vergönnt sein, je meine liebe Heimatstadt Wiesbaden wiederzusehen, daß ich nicht versäumen werde, Sie zu besuchen und Ihnen meine Erlebnisse selber zu erzählen. Leben Sie wohl und nehmen Sie die allerherzlichsten Grüße von Ihrem stets dankbaren alten Mantel.“

Eine wackere Rettung des Kompagniechefs. Am 5. August befand sich die 5. Kompagnie Infanterie-Regiments Nr. 141 in schwerem Kampf mit überlegenen Kräften. In unaufhaltsamem Sturm ging's auf die feindlichen Schützengräben zu. Plötzlich fehlt der Kompagniechef, Hauptmann Göbel, der den Seinen bisher dauernd weit voraus war. Der Musketier Thies eilt zurück und findet ihn schwerverwundet. Des schweren Artilleriefeuers nicht achtend, nimmt er ihn auf den Rücken, um ihn zurückzuschaffen. Raum ist er einige Schritte weit gekommen, als er plötzlich einen einzelnen Feind auf 80 Meter vor sich sieht, der auf ihn schießt, ohne zu treffen. Schnell legt er seinen schwerverwundeten Herrn beiseite und schießt den Gegner nieder, dann geht er seinen Weg fort und kommt an ein Haus, wohin schon zwei andere verwundete Offiziere zurückgeschafft sind. Schon will er wieder nach vorn eilen, als feindliche Artilleriegeschosse in der Nähe des Hauses einschlagen. Schnell entschlossen bindet er seinen Kompagniechef mit dem Brotbeutel auf den Rücken und trägt ihn weiter. Nach wenigen Schritten gewahrt er beim Zurückblicken, wie eine Granate in das soeben verlassene Haus einschlägt. Für seine Unerschrockenheit und Treue erhielt Thies das Eiserne Kreuz.

Im Schlachtgebiet des Isonzo. Ein eindrucksvolles Bild des Ringens am Isonzo erblickt aus einer im „Daily Telegraph“ veröffentlichten Schilderung des bekannten italienischen Kriegsberichterstatters Luigi Barzini: „Die von den Öster-

reichern getroffenen Vorbereitungen im österreichisch-italienischen Kampfgebiet wurden durch die Erfahrungen des großen Krieges unterstützt. Sie sind mit allen raffinierten Hilfsmitteln des modernen Krieges versehen. Dieser Tatsache gegenüber war es notwendig, sich von Anfang an in Bedacht zu fassen. Das Frontgebiet ist mit Fallgruben übersät; und vor manchen Stellungen sind die Drahtgitternetze in besonderer Weise liegend auf der Erde angebracht, damit die gegnerische Artillerie sie nicht zerstören kann. Sie sind unsichtbar; doch wenn ein Sturm unternommen wird, ziehen die Verteidiger das Ganze mit einer Seilvorrichtung hoch, und die Hindernisse nehmen, unerwartet und ungeschädigt, ihre Stellung ein. Manchmal, wenn das Feuer unserer Geschütze sich als ganz zielsicher erweist oder wenn eine heimliche Truppenbewegung vor sich gehen soll, werden die österreichischen Stellungen im dichten, den Wind abwehrenden Rauch gehüllt. Auf diese Art wurden die wichtigsten Stellungen in Festungen verwandelt. Da die Bodenerhebungen den strategischen Notwendigkeiten nicht genügten und die natürlichen Schutzwehren nicht ausreichten, hat der Gegner die künstlichen Hindernisse ins Unendliche vervielfacht. Stahl und Zement, Schacheldrahtverhaue und andere Trahlfhindernisse, die sich wie die Gewebe einer ungeheuren Spinne über die Abhänge breiten, sind die hervorragenden Befehle dieser Krieger-technik. Die Straßen hinter der Schlachtfeldfront sind keineswegs verödet. Ein seltsames, von ferne kaum sichtbares Leben kriecht hinter den Fronten hin und her, bis zu den friedlichen Zeltlagern der Reserven. Die österreichischen Geschütze senden einen Schauer von Feuer gegen die Straßen; sie suchen die Abert zu entdecken, die dem Herzen der Front die Nahrung zuführen. Und mit klopfendem Atem verfolgt man die Abenteurer der Begleitmannschaften, die sich auf diesen Straßen bewegen. Manchmal, zwischen dem fortrollenden Donnern der Kanonen, hört man ein Brüllen, tiefer und mächtiger als die übrigen Stimmen, das jedes andere Geräusch überlärmt. Das sind die berühmten österreichischen 305-Millimeter-Geschütze. Und die Landbevölkerung, die aus dem bombardierten Gebiet nach rückwärts zieht, bringt einen Schwarm von Verächtigten über diese neuen Kriegskassen. Der hauptsächlichste Zielpunkt dieser Ungeheuer war Formene. Bei der ersten gewaltigen Detonation, die alle Gebäude erzittern ließ, verbreitete sich das Gerücht, daß ein Munitionslager explodiert sei. Eine Menge von Soldaten und Weibern rannte umher. „Was ist geschehen? Wo?“ rief man hastig durcheinander. Eine Welle von Rauch wälzte sich aus dem Feld heran. Als die Wolke sich verzogen hatte, erblickte man ein Loch in dem Erdboden von 15 bis 20 Fuß im Durchmesser und 10 bis 12 Fuß Tiefe. In diesem Augenblick entstand ein lautes, langgezogenes Brüllen in der Luft. Und gleich darauf wurde eine neue Rauchwolke sichtbar, und es ertönte eine neue Explosion. Das waren die ersten schweren Schüsse. . . . Das große Schlachtgebiet ist nur in Unrissen zu erkennen. Einzelheiten entziehen sich jedermanns Beobachtung. Donner und Rauch — das ist's, was man hört und sieht. Die Linien des modernen Kampfes sind in den weiten Landschaften so gut wie unsichtbar. Doch von allen Stellungen dringen Berichte zu uns, kurze, atemlose, lakonische Meldungen, von schnellen Boten, die hierhin und dorthin eilen. Die Erklichkeiten, die in diesen Berichten genannt werden, liegen in blasser Nebel, und doch vernehmen wir sie schon zu kennen. Ihre Namen erklingen uns freundlich oder feindlich, gleichgültig oder wild und drohend, je nach den Berichten, die wir über sie vernahmen. Und so wird die Natur im weiten Umkreis der Kampfzone selbst lebendig. Das ganze Gebiet ist von einem dämonischen, altdämonischen Leben erfüllt. Das Profil von Podgora erscheint grausam und widerpenstig, und der düstere, hohe Sabotino scheint Wache zu halten wie ein Spion. Dahinter erhebt sich der Monte Santo, unter dessen Schneebedeckter krügerischer Kruppe österreichische Artillerie verkorgen ist. Und weiter abwärts liegt der für uns unsichtbare Monte Caterina, dessen Hänge sich von Geschütz-mündungen sträuben sollen. In dem Krieg von heute sind die Soldaten unsichtbar. Sie sind klein geworden in dem ungeheuerlichen Umfang des Gebietes ihrer Tätigkeit. Aber in der scheinbaren Verlassenheit des Schlachtfeldes sind die Orte selbst mit den verschiedenartigen Eindringen des Landschaftsbildes gleichsam die eigentlichen Kampfgegner geworden. Gespenstische Kämpfer, voll Wildheit, Beherrschung und Kraft. Von Berg zu Berg schallt das Gigantenbrüllen in den rollenden Linien des Donners.“

Schach

Alle die Schachzeitschriften sind an die Redaktion des Wiesb. Tagblattes zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden.

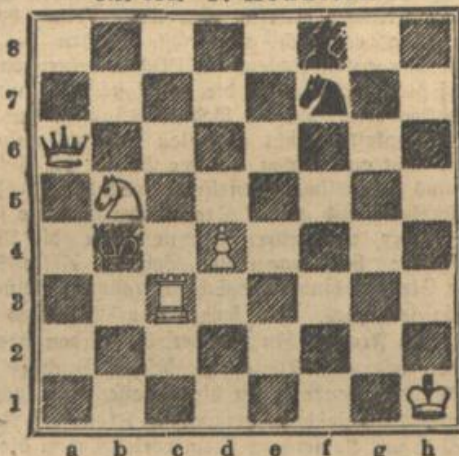
Redigiert von H. Diefenbach

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstrasse. Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 15. August 1915.

Aufgaben.

Nr. 358. F. Köhnlein.



Matt in 3 Zügen.

Nr. 359. G. Breyer (Oesti Naplo).

Ke7, Db7, Tf4, La7 f5, Sg6, Bg4. Kd5, Td6, Sd2 f3, Bc6 f6.

Matt in 2 Zügen.

Partie 138 (Damenbauerspiel).

Weiß: Capablanca.

Schwarz: Dr. Bernstein.

- | | | | |
|--------------|----------|---------------|-------------|
| 1. d2—d4 | d7—d5 | 23. Dd1—d8† | Dc6—e8 |
| 2. Sg1—f3 | Sg8—f6 | 24. Lh4—e7† | Kf8—f7 |
| 3. c2—c4 | e7—e6 | 25. Sc8—d6† | Kf7—g6 |
| 4. Sb1—c3 | Sb8—d7 | 26. Sf3—h4† | Kg6—h5 |
| 5. Lc1—g5 | Lf8—e7 | 27. Sd6×e8!*) | Ta8×d8 |
| 6. e2—c3 | c7—c6 | 28. Se8×g7† | Kh5—h6 |
| 7. Lf1—d3 | d5×c4 | 29. Sg7—e5† | Kh6—h5 |
| 8. Ld3×c4 | b7—b5 | 30. h2—h3!*) | Sb6—c8 |
| 9. Lc4—d3 | a7—a6 | 31. h3×g4† | Kh5×g4 |
| 10. e3—e4 | e6—e5 | 32. Le7×d8 | Th8×d8 |
| 11. d4×c5 | Sf6—g4 | 33. g2—g3*) | Td8—d2 |
| 12. Lg5—f4 | Le7—c5!) | 34. Kgl—g2 | Td2—e2 |
| 13. 0—0 | Dd8—c7 | 35. a2—a4 | Sc8—b6 |
| 14. Ta1—cl1 | f7—f6!) | 36. Sf5—e3† | Kg4—h5 |
| 15. Lf4—g3 | f6×e5 | 37. a4—a5 | Sb6—d7 |
| 16. b2—b4!*) | Lc5—a7 | 38. Sh4—f5 | Sd7—f6 |
| 17. Ld3×b5! | a6×b5 | 39. b4—b5 | La7—d4 |
| 18. Sc3×b5 | Dc7—d8 | 40. Kg2—f3 | Te2—a2 |
| 19. Sb5—d6† | Ke8—f8 | 41. a5—a6 | Ld4—a7 |
| 20. Tc1×c6 | Sd7—b6 | 42. Tf1—c1 | Ta2—b2 |
| 21. Lg3—h4 | Dd8—d7 | 43. g3—g4† | Kh5—g6 |
| 22. Sd6×c8! | Dd7×c6 | 44. Tel—c7 | Aufgegeben. |

*) Falls sofort 12. . . . Dc7 so 13. Tel mit der Drohung Sd5. — *) Falls 14. . . . S×e5, so 15. S×e5, S×e5; 16. Sd5 zum Vorteil für Weiß. — *) Wird der Bauer b4 genommen, so folgt natürlich Sd5. Ebenso nach 16. . . . Le7. — *) Der Höhepunkt der Handlung. Weiß mit einem Turm weniger, tauscht noch die Damen. — *) Dieser stille Zug, den Capablanca offenbar schon lang vorausgesehen hat, bildet einen würdigen Abschluß der mit 16. b4 eingeleiteten Opferkombination. Schwarz ist jetzt rettungslos verloren. Es droht das dreizügige Mat 31. L×g7, K×g4; 32. f3†, Kh5; 33. g4#. Der Springer g4 hat kein Rückzugsfeld. Zieht er noch h6, so verstellt er seinem König das Feld h6 und es folgt 31. Sg7#. — *) Das Endspiel ist natürlich für Weiß ohne weiteres gewonnen. Aber die Technik, mit der Capablanca seinen Gegner in der denkbar kürzesten Zugfrist zum Aufgeben zwingt, verdient noch Anerkennung. (M. Neueste Nachr.)

Auflösungen:

Nr. 354 (3 Züge). 1. Kg6 K×e5 2. Dbl; 1 . . . f5×g4 2. T×g4+.

Nr. 355 (2 Züge). 1. Dh7.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., J. M., Dr. M., Wdw. und J. K., sämtlich in Wiesbaden.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Ergänzungsrätsel.

... wi ... K ... ig. . . . t. in, M . . e, . . . y, N . . . , M . . h . . ist, O . . . , . . le . o, . . . t, . . se, S . . . ing, H . . .

Statt der Punkte sind passende Buchstaben zu setzen, sodaß bekannte Hauptwörter entstehen, die in anderer Reihenfolge bedeuten: Staatsoberhaupt, Körperteil, Tierwohnung, deutsche Hafenstadt, Tagesherrscherin, englischer Sportausdruck, deutscher Fluß, spanische Stadt, hoher Titel, Gefäß, englische Geldbezeichnung, bekannte Erscheinung in muhamedanischen Ländern, Anhänger einer christlichen Sekte. Sind die richtigen Buchstaben ergänzt, so ergeben sie in sinngemäßem Zusammenhang einen Spruch, der jetzt im Kriege besondere Bedeutung erhält.

Pyramide.



Fluß in Afrika.

Französischer Marschall.

Schlingpflanze.

Alte Sprache.

Feindliches Land.

Von der Spitze beginnend ist jede weitere Reihe durch Hinzufügung eines Buchstabens unter beliebiger Stellung der anderen Buchstaben zu bilden.

Worträtsel.

Drei Wörter sollst Du ersinnen:
Das erste hilft zum Siege. —
Das zweite ist immer erfahren,
Weiß richtig einzuschätzen,
D'rum glaubt man was es sagt. —
Das dritte gibt uns die Erde,
Es dient uns vielfach im Frieden,
Jetzt dient's uns auch im Krieg. —
Von jedem merke drei Zeichen,
Die nebeneinander steh'n.
So findest Du das Ganze:
Es ist ein deutscher Feldherr,
Der Sieg auf Sieg errungen,
Des Name allbekannt.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 365.

Bilderrätsel: Kammerdiener. — Telegraphenrätsel: Deutsche Truppen überschreiten den Narew. (Demut, Scheit, Raupe, Pfennig, Rübe, Kürschner, Leiter, Anden, Natter, Kiew.) — Königszug: Hurra Hindenburg! ... Gott grüß Dich biedrer deutscher Held, Du wackrer Siegesdegen! Mit Dir sind wir auch um die Welt Von Feinden nicht verlegen. Dir wird aufs neue jedesmal Ein deutscher Hieb gelingen. Dein Name soll durch Berg und Tal Im Vaterlande klingen!



Illustrierte
Kinder-Zeitung
des
Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 17.

17. Jahrgang.

1915.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Der Rosengarten

Ein Märchen aus Ulm von Hermann Dreßler.

(Schluß.)

Seit Regina in seinem Hause weilte, sah man Rosenfriedel überhaupt nicht mehr auf der Straße. Auch Regina schien für die Außenwelt verschollen zu sein. Sie führte still und freudig das kleine Hauswesen. Elastischen Schrittes schwebte sie durch die vielen unbewohnten Zimmer und bewunderte jeden Tag aufs neue die Pracht und die Herrlichkeiten, die hier aufgestapelt lagen.

Da standen in einem der Zimmer auf Wandbrettern kunstvoll geschliffene Kristallflaschen mit Rosenöl gefüllt, das in roten, goldenen und hellgelben Lichtern aufzusprühen schien, sobald es von einem Sonnenstrahl getroffen wurde.

In einem anderen Zimmer wieder waren reizende Nippjachen, aus köstlich duftendem Rosenholz geschnitten, oder Nachbildungen von Knospen und Blüten in leuchtenden Metallen.

Zu allen Zimmern hatte ihr der Alte die Schlüssel gegeben, sie durfte sich von allem nehmen, soviel sie begehrte. Da war aber am Ende eines langen Korridors noch ein Zimmer, das zu betreten Rosenfriedel ihr streng untersagt hatte.

„Den Schlüssel hast du auch am Schlüsselbunde. Es ist der kleine goldene, der im Barte die Form zweier gekreuzter Rosendornen hat“, sagte er. „Aber ich vertraue auf dich, Regina, daß du mein Verbot einhalten wirst, es könnte sonst unser beider Schaden sein, mein Kind!“

Regina versprach es ihm — und doch, so oft sie über den Korridor ging, zuckte es ihr jedesmal in den Fingern, das goldene Schlüsselchen einmal in die Schloßöffnung zu schieben und nur ein ganz, ganz klein wenig heineinzulügen.

Oft, wenn Friedel im Garten bei seinen Rosen war, schlich sie auf den Zehen heran und versuchte, durch das Schlüsselloch zu spähen. Aber sie fuhr jedesmal geblendet zurück, ein so starker, heller Schein strahlte ihr in die Augen. Dann legte sie das Ohr leise an die Tür, um zu horchen, ob nichts vernehmbar sei. Da tönte ihr ein leises, liebliches Klingen ins Ohr, wie das Nachschwingen einer angeschlagenen Glocke.

Nun ging sie jeden Tag des öfteren hin, um zu lauschen, und immer größer wurde ihre Neugier, so daß sie sich kaum noch beherrschen konnte. Nachts konnte sie nicht schlafen, sondern mußte immer an das geheimnisvolle Zimmer denken, und tagsüber nahm sie wohl hundertmal das goldene Schlüsselchen zur Hand, betrachtete es genau und fuhr mit den weichen Fingerspitzen zart und lieblosend darüber hinweg.

Eines Tages hatte Friedel im Garten bei seinen Rosen zu tun. Heiner war ausgeschiedt, um Vorräte einzuholen. Regina, die am Fenster saß, hielt den Schlüssel in ihrer Hand. Die Sonnenstrahlen fielen hinein und spielten und glitzerten,

und es war, als ob allerhand liebliche, geheimnisvolle Bilder aus den kleinen blitzenden Metallflächen des Schlüsselbartes herauschauten.

Da konnte sie ihre Neugier nicht länger meistern. Schnell schlüpfte sie über den Korridor hinweg nach der geheimen Kammer, steckte herz klopfend das Schlüsselchen ins Schlüsselloch und drehte herum. Die Tür ging auf und schloß sich geräuschlos wieder, nachdem Regina eingetreten war.

Wie war Regina überrascht, als sie sich plötzlich in einem Raume sah, so groß, ja, so unendlich groß wie ein riesiger Saal, daß man nach ihrer Meinung das ganze Häuschen und den Garten des Rosenfriedel hätte zehnmal hineinstellen mögen, ohne ihn zu füllen.

Rosenstöcke standen am Boden, aber nicht aus Blättern und Blüten waren sie, nein, aus purem Golde, das in allen Farbentönen aufleuchtete.

Jede Blüte aber war ein glänzender Edelstein, der einen strahlenden Lichtschein verbreitete. In den Blättern sprühte und knisterte es leise, und das gab die wunderlichste Musik, die Regina schon früher immer von außen gehört hatte.

Fontänen rauschten, aber es waren keine Wasserstrahlen, die da kerzengerade in die Höhe sprudelten, und in tausend Tropfen zerschellt, hellklingend in kristallene Schalen herabfielen, es war flüssiges Silber, und jeder Tropfen leuchtete wie ein Funke.

Die Decke des Gewölbes war azurblau, und Regina schlug verwundert die Hände zusammen über die Natürlichkeit, mit der Sonne, Mond, Sterne und Wolken in diese blaue Fläche gemalt waren. Als sie aber näher hinsah, merkte sie, daß das ja gar nicht Farbe war, die der Pinsel eines Malers dort aufgetragen hatte. Es war eine naturgetreue Nachbildung des Sternhimmels, nur kleiner.

Die Sonne war ein großer, hellfunkelnder Edelstein, der langsam und lautlos über das Gewölbe hinweg nach Westen zu wanderte, während sich im Osten bleich und nur leise erglühend der Mond heraufschob. Die Sterne fingen an aufzublitzen, und seine Schäfchenwolken schlichen leise über den Himmel hin. Eine wohlthuende Dämmerung trat ein, vom Mondstrahl lieblich geklärt.

Die wunderbaren Rosenhecken tauchten ins Dunkel der Nacht, ihre Blüten erloschen, senkten die Köpfe und schienen einzuschlafen.

Nur ein Rosenstrauch in der Mitte des Gewölbes — Regina hatte ihn bis dahin noch gar nicht bemerkt — fing an, in Blüten und Blättern und Dornen zu strahlen. märchenhaft, wunderbar. Ein leiser Luftzug schlug sanft die smaragdnen Blättchen gegeneinander. Das gab geheimnisvolle, schwermütige Musik, und Worte flangen

dazwischen, Worte, so wehmütig und klagend, daß Regina fast Tränen in die Augen treten wollten vor Mitleid:

Wir klagen, wir klagen
Der Nacht unser Leid;
Die Wolken jagen,
Die Sonne ist weit;
Der Mond will weinen
Am Himmelstrand,
Will nicht mehr scheinen
Ins Rosenland.
Zerstört und zersprungen
Die herrliche Pracht!
Weh, daß wir gesungen
In einsamer Nacht!

Nun kamen Leuchtkäferchen und bunte Falter mit glänzenden Flügeln aus dem Moose aufgeschwirrt und versuchten den sterbenden Rosenstrauch zu trösten:

Ihr sollt nicht weinen,
Der Mond will scheinen,
Und Friedel will helfen
Den Rosenelfen.

Aber traurig senkten diese Blüten ihre Köpfchen. Ihr Strahl wurde matter, und der Gesang klang wie aus der Brust einer sterbenden Jungfrau.

Der Friedel ist worden ein Rosenstock,
Steht im Beet an der Gartenmauer.
Eine Ranke sein Stab, grüne Blättlein sein Rod!
O Trauer! Trauer! Trauer!

Als dies letzte Wort verklungen war, ward es plötzlich pechrahenschwarze Nacht um die bestürzte Regina. Ein Klirren fuhr durch den Raum, als ob tausend Glaskelche mit einem Male zerschmettert würden, so daß dem armen Mädchen das Herz stockte vor Schreck und Grauen.

„Friedel! Friedel!“ rief es in seiner Hergensangst.

„Wehe, Regina! Warum tatest du mir das?“ tönte es ihr aus dem finsternen Raume entgegen.

Da tappte sich Regina an der Wand entlang, bis sie die Tür fand, durch die sie hereingekommen war. Als sie hinausstrat, war es rabenschwarze Nacht. Sie ging nach ihrem Zimmer und zündete den Leuchter an.

„Friedel guter Rosenfriedel, komm doch und hilf! Deiner Regina ist so bange!“ rief sie, aber nur ihre eigene Stimme schallte schauerlich aus den leeren Gängen zurück. Sie suchte und suchte und fand ihn nicht.

Da wartete sie bis zum Morgen und ging hinunter zum Garten. Hier war alles wie früher. Die Rosen blühten und dufteten, die Sonne schien, und die Nachtigallen sangen ihre schmelzenden Lieder.

Regina irrte durch den ganzen großen Garten, sah hinter jeden Rosenbusch und rief:

„Friedel! Friedel!“

So kam sie auch an die hintere Gartenmauer, und da sah sie einen besonders schönen großen Strauch mit herrlichen Blüten, den sie früher noch niemals wahrgenommen hatte.

Aber nein, es war ja gar kein Rosenstrauch, sondern es war ja ihr Friedel, so, wie sie ihn am ersten Tage auf der Straße gesehen hatte: auf den Stab gestützt, das Haupt nach vorn geneigt und den grünen Kragen emporgeschlagen. Sie wollte ihn umarmen und ihn um Verzeihung bitten, da fühlte sie leichte Dornenstiche in den Armen und sah nun, daß es doch ein Rosenstrauch war, der dort über Nacht erblüht war. Ein leiser Wind rauschte durch seine Blätter, und es klang, als ob eine feine, traurige Stimme flüsterte:

„Regina! Regina!“

Da wußte sie, daß es doch ihr Friedel war, der da als Rosenstrauch vor ihr stand und nun wohl seine menschliche Gestalt nie wiedererhalten konnte.

Da wurde sie sehr betrübt und ging ins Haus zurück. Als sie aber an dem Becken der Fontäne vorüberkam und sich niederbückte, um ihre fieberheiße Stirn zu kühlen, blickte sie als ihr Spiegelbild ein altes Mütterchen an.

Da merkte sie, daß die Zeit nun an ihrem Körper nachgeholt, was sie bis jetzt versäumt hatte.

Tieftraurig verließ sie das Haus des Rosenfriedels, schloß die Tür ab und schritt die Straße als altes Mütterchen hinab, die sie vor vielen Jahren als blühende Jungfrau hereingewandert war.

Die Leute sahen ihr kopfschüttelnd nach. Niemand kannte sie mehr.

Am Abend aber erzählten zwei heimkehrende Holzschräger, sie hätten sie hier in der Kesenheide verschwinden sehen, wie von der Luft aufgesogen.

„Vielleicht war sie ein Heideweibchen, wie sie manchmal aus den Bergen in die Wohnstätten der Menschen kommen“, meinten die zwei.

Der Alte hielt inne.

Er war mit seiner Erzählung zu Ende.

Nach einer Weile fuhr er fort:

„Und der Schlüssel zum Rosengarten liegt da herum, das ist sicher! Und ich finde ihn noch!“

Er nickte mir zu und trippelte hinter mir weg in die blühende Heide hinein.

Ein lieblicher Duft zog über die braunrote Fläche. Die Bienen summten noch immer. Hoch über mir stieg ein Häher.

Da hob ich den Kopf empor und stand auf.

Von dem Alten war nichts mehr zu sehen, wie sehr ich auch Umschau hielt. Ich war wieder allein im friedlichen Zauber der Kesenheide. Ich raffte meinen Mantel auf und pilgerte den schönen Waldfußweg nach der Stadt zurück. Der Abend war wunderbar hell, denn es war Hochsommer. So mietete ich mir einen Kahn und ließ mich von der Strömung flussab treiben. Dabei betrachtete ich mir die stadtwärts gelegenen Grundstücke.

Da schaukelte mein Kahn auch langsam an einem Garten vorbei, dessen Mauern bis an den Strom reichten. Daraus trieb mir der Abendwind einen paradiesischen Duft von Rosen zu. Und über die hintere Mauer war ein Rosenstock emporgerankt mit Rosen, so herrlich und schimmernd, wie ich sie nie wieder seither gesehen habe. Leise schwankten seine Blätter, und es war mir, als hörte ich sanfte Klagelaute, die riefen:

„Regina! Regina!“

Die Sonne war im Untergehen und stand mit ihrer glutroten Scheibe gerade hinter dem seltsamen Rosenstrauch. Da fingen seine Blüten an in leuchtendem Purpur zu brennen und warfen einen roten Strahl in das Wasser, der zitternd über die glatte Fläche hinhuschte. Wie ein roter Faden schwamm er im Strome, und mein Kahn hing daran und konnte nicht frei kommen, wie weit ich auch fuhr, bis die Sonne am Himmel versunken war und die Nacht mit ihren schwarzen Riesensittichen sanft und leise über die Erde rauschte.



Meine Reise in das Kannenbäckerland.

• Von Anton Schnelzer.

Sauerkraut und Schweinerippchen, welch' herrlicher Begriff! Freund Franzmann hat herausgefunden, daß für den Allemand ein ganzer Himmel drin verborgen liegt. So ähnlich wie der des seligen Mohamed. Und der liebe, alte Uhland hat ja gesungen in edler, deutscher Begeisterung in seinem Megelsuppenlied:

„Auch unser edles Sauerkraut,
Wir sollen's nicht vergessen;
Ein Deutscher hat's zuerst gebaut,
Denn sei's ein deutsches Essen.
Wenn solch ein Fleischchen, weiß und mild,
Im Kraute liegt, das ist ein Bild
Wie Venus in den Rosen.“

Der weiße Kappes, gewiß, das ist der Grundstock vom Sauerkraut und Ehre sei dem, der Kappes baut.

Doch ein Kappes im Porzellantopf eingemacht, in Glas und Holz bleibt ewig Kappes, und wenn er auch „a saures Gerüchle kriegt“, ein Sauerkraut ist er nie und nimmer. Sauer-

traut und Münchner Hofbräu gehören in Steinzeug, in gutes, deutsches Westerwälder Steinzeug.

Jüngst saß ich einmal auf meiner Junggesellen-Bude, vor mir lag ein Haufen Bücher, das Fenster war offen und ich arbeitete nicht.

Die lockende, kofende Frühlingsluft wogte herein, die Sonne schien draußen, und die Vögel sangen und piepten, und ein frecher Spatz saß auf meiner Fensterbank und wippte verwundert mit dem dicken Köpfchen, zwinkerte schalkhaft mit den kohlschwarzen Augen und schien mich auszulachen: „Da seht den Stubenhocker da drinnen, piep, piep.“

Ich fuhr erbozt auf, husch da war er weg und vom prangenden Kirschbaum in Nachbars Garten da lachte der Schelm herüber: „Piep, piep, du Trauerklos.“

„Ach ja, es war schön draußen!“

Der Himmel so blau, und die Luft so rein, und das Herz so voll, o Jugendlust! Man war ja Junggeselle, also Jüngling, und die Köchin Marie hatte Sauerkraut und Schweinerippchen gekocht, und es hatte wohl geschmeckt, das liebe Sauerkraut.

Ich bin Philosoph und will den Grund des Geschehens entsleiern, und es war geschehen, daß das Sauerkraut gut war — woher? Daher!

Es zog durch meinen Sinn, was einst ein weiser Mann geschrieben über diesen Kasus und vom Westerwälder Steinzeug.

Eachten nicht von drüben die blauen Höhen, an deren Fuße man die guten Gefäße, die Krüglein für Bier und die Ständer für Kappes so kunstvoll drehte? War da nicht die Montabaurer Höhe? Schien nicht Grenzhausens Kirchlein auf vorspringender Höhe zu mir herüber?

Schien nicht alles zu locken, zu rufen: „Komm heraus in die freie Luft, in den Wald, in die Täler, auf die schimmernden Höhen?“

Und ich bin hinaus gezogen in die liebe Natur und wohin? Dahin, wo man Kappesständer macht, nach Höhr-Grenzhausen.

Früh am Morgen zog ich singend durch das schlängelnde Fehrbachtal von Vallendar hinauf.

Es war noch fast dunkel, ein paar Sternlein flimmerten noch in blassem Blau ganz hinten im Westen. Einige Wolken standen hoch oben ganz blaß, aber auf einmal wurden sie rötlich.

Die Vögelin begannen zu singen, der Bach rauschte und der Wald rauschte, und es war quellendes, schwellendes Leben umher.

„Ach wie schade, daß die geldgierigen Vallendarer die wunderbaren Wälder gelichtet und niedergehauen, die ehemals die Höhen zur Einkünfte geziert.“

Wie schade, es war so schön!

Aber wenn die bösen Vallendarer die Bäume nicht gefällt hätten, dann hätte ich auch die drei Rehe nicht gesehen, die da oben so friedlich standen und äßen.

Auf einmal klang es von ferne: „Bim, bim“. Scharf und grell und zugleich hub ein Summen und Brummen an, und eine Elektrische schob sich durch's leuchtende Tal wie ein Ungeheuer aus einer anderen Welt.

Eine Elektrische ist ein alltäglich Ding.

„Mama, Heletisch fahrn“, sagt der zweijährige, hoffnungsvolle Sohn, wenn ihm die Beinchen wehe tun vom Sonntagsspaziergange, und findet das selbstverständlich. Ja, eine Elektrische ist was Altes, aber so eine hatte ich noch nicht gesehen. Vorne fuhr ein grauer Wagen, vollständig geschlossen, ohne jegliches Fenster, nur eine Tür war da, die man auf- und zuschieben konnte wie bei einem Eisenbahnwaggon. Nur vorne der Führerstand war wie gewöhnlich. Hintendran hingen noch zwei kleine, offene Eisenbahnwaggöndchen, die waren rot angestrichen und faßten 500 kg. (es stand nämlich daran) und darin lagen lauter vier-eckige, schwere Klumpen, weißlich, rötlich und grau von Farbe, ganz regellos durcheinander.

Es war das Rohmaterial, woraus die Höhrer und Grenzhausener ihre Kappesständer, Zylinderdöppe, wie sie sagen, drehen, der edle plastische Ton.

Die niedlichen Waggöndchen bringen ihn aus der Grube, die da irgendwo im Walde versteckt liegt, nach Höhr oder Vallendar, wo die Schlepfbahne liegen, die ihn dann weitertragen in die weite Welt.

Ich bin ein nachdenkliches Gemüt und mein Herz ging mit den dreieckigen Klumpen dadurch in's Weite, aber nicht vorwärts, nein, rückwärts in graue, vordenkliche Zeiten zurück.

Der Westerwald ist eine interessante Gegend in geologischer Hinsicht. Einst rauschten hier die Vulkane und sandten riesige Mengen glühender Schlacken und heißen Sandes in die verwüstete Gegend, und sengende Lava kroch rauchend in die brennenden Täler.

Das war damals, als die liebe Erde noch jünger war, als sie tobte und rastete in Jugendlust und glücklich war im Zerstören.

„Ach Gott, sie ist alt geworden und wenn sie sich von Zeit zu Zeit noch einmal müßt und Feuer speit da unten in Italien,

in Japan oder auf irgend einer kleinen Insel im Ozean, dann sind das doch nur die Grillen eines alten Weibes, das sich an die kräftigen Spiele der Jugend erinnert, wenn es die schwarzen Sonnenflecken sieht und denkt: „Ach, das hast du ja schon alles durchgemacht, und es war so schön!“

Nur die ungeheuren Mengen Bimsandes, einer lockeren grobkörnigen Masse, die an jedem Waldweg aus der überhängenden Erde hervorrutscht, und jeden Hügel, jedes Tal bedeckt, und hier und da im Walde zerstreut ein kleiner, steiler Berg, ein Basaltkegel, erinnern an jene Zeiten.

Oft sind diese Basalthügel angebrochen, und dann magst du verwundert die schwarzen Säulen betrachten, die da schlank und sechsseitig wie riesige Kristalle gen Himmel streben. Oft sind sie unberührt, und dann magst du staunen, wenn du auf einmal im Walde einen kleinen steilen Berg vor dir siehst, ganz unvermittelt. So du dir die Mühe machst und hinaufsteigst mit vielem Achzen und Schnaufen, dann streift dein suchendes Auge über Wälder und Höhen und Täler und hinten am Horizonte da mag es ruhen an einem friedlichen Dörfchen, an einem einsamen Forsthaus. Und so du fein stille bist und Glück hast, mag es vorkommen, daß ein Rehlein oder auch zwei und drei unten vorbeigehen in Frühlingslust und Freude.

Diese kleinen Basaltberge sind die noch lebenden Zeugen der vulkanischen Zeiten, die hier getobt. Einst hatten sich noch dicke Schichten anderen Gesteins über sie gelagert, die sie mit Riesenkraft emporgehoben, als sie eines Tages einmal die Sehnsucht nach Freiheit und Sonnenlicht angewandelt hatte. Aber der Wind und das Wasser haben diese hinweg genagt und gefegt, und Flechten, Moose und Sträucher haben treulich geholfen.

Glühende Massen staken im Innern der aufgeworfenen Hügel.

Doch die kühlten allmählich, ganz allmählich ab und zerborsten unter sich bei ihrer Zusammenziehung in lauter sechsseitige Säulen, und hätte man den Berg oben abgesägt, er hätte ausgesehen wie eine Bienenwabe; es ist ja auch bei beiden daselbe Naturgesetz in Kraft.

Aber das Krachen und Bersten blieb nicht im Basalt, auch die alten Schieferstücken, die er hochgehoben, krachten und barsten mit.

Das Wasser drang in die Risse. Die Sonne der Urzeit brannte glühend auf das wasserdurchdrungene Gestein. Das Wasser verdampfte und auch es machte dadurch ganz feine, kleine Rißchen in den Fels, und der Winter kam, das Wasser gefror, und wo es saß, da sprengte es alles auseinander, und die Sprünge wurden größer und größer. Die feinen Staubeilchen wurden herausgespült und der Fels nahm ab, ganz langsam, es war kaum zu merken.

In dem feinen Sande blieben die Sporen von Flechten und Moosen hängen, der häßliche, kahle Berg wurde schön und grün, aber an ihm fraßen jetzt Millionen Würzelchen, und jedes Würzelchen grub sich eine Höhle mit dem sauren Saft, den es von sich gab, und die Flechten und Moose setzten das Zerstörungswerk fort, unendlich langsam zwar, aber unaufhaltsam.

Jahrhunderte, Jahrtausende vergingen, da hatten die kleinen Pflänzchen einen nahrhaften Boden geschaffen für größere. Bäume und Sträucher bohrten nun ihre gerigen Wurzeln in den zernagten Grund. Schnell ging es jetzt mit dem armen Schiefer zu Ende. Brocken wurden losgesprengt und das Wasser nahm den Sand und das Gerölle mit sich. Doch es blieb nicht beim Schiefer, auch der Basalt wurde zertrümmert und mitgeschwemmt in die vier Seen, die zu diesen Zeiten, der Tertiär-Periode, in dieser Gegend lagen. Heute ist die Montabaurer Höhe 573 m hoch, zu jenen Zeiten war sie ein ordentlich Stück höher und an ihren Fuß schmiegt sich die vier Seen, umstanden von niedrigem Gestrüpp. In ihren gelben Fluten spiegelte sich düster die basaltisch-schwarze, rauchende Kuppe. Da war es noch anders als zu der segneten Zeit, als der edle Ritter (sein Name ist vergessen), aus dem heiligen Lande zurückkehrend, auf dieser stand und begeistert ausrief: „Mons Tabor“, was dann in der blöden Zeit, als die Franzosen den Ton angaben, in Montabaur umgewandelt wurde.

„Ach, seliger Ritter, wärest du in dieser Zeit hier gewesen, du hättest eher an Sodom und Gomorra gedacht.“

Wie sich doch alles ändert. Ein paar Jahrlein noch, und dann sind auch wir hinweggefegt, und wir, die wir jetzt schön sind, werden häßlich und tot und vergehen, und nichts bleibt von uns auf der Erde zurück als die Erinnerung, und auch die vergeht so bald, ach so bald, und unser Enkel weiß nichts mehr von uns. „Der Großpapa, die Großmama“, sagt er gleichgültig, wenn jemand die alten Bilder betrachtet, die vielleicht noch an der Wand hängen, und danach fragt, wer das gewesen ist, und er denkt nichts dabei.

(Schluß folgt.)

Der Einbaum.

In einer der letzten Nummern der „Kinder-Zeitung“ hat man als älteste Schiffsform den Einbaum erwähnt und näher beschrieben. Im Anschluß daran möchten wir mitteilen, daß wir in Wiesbaden ein solches Boot aus der Urzeit im Landesmuseum als Sehenswürdigkeit haben. Dieses Boot wurde beim Schlenfenbau in der Nähe von Höchst a. Main im Jahre 1886 vom Regierungsbaumeister Kahl aufgefunden. Es stammt aus der Pfahlzeit und ist ein sogenannter Einbaum, das will sagen ein ausgehöhlter Baumstamm, der 5½ Meter unter dem Ufergelände aufgefunden wurde. Das Boot ist von Eichenholz, das sich etwas krumm gezogen hat, 2,40 Mtr. lang, 0,36 Mtr. breit und 0,33 Mtr. hoch, an der Stirn fast rechtwinklig abgeschnitten und fast ebenso ausgehöhlt. Bei der Länge des Bootes konnten zwei Personen bequem darin sitzen und rudern. Ruderstangen waren nicht vorhanden, sondern 5 Zentimeter tiefe Einschnitte links und rechts. Aus der geringen Breite der Einschnitte läßt sich erkennen, daß die Ruderstangen dünn gewesen sein müssen, aber doch genügend stark, um das Boot fortzubringen.

Welches ist das älteste Brotgetreide der Welt?

Bei der ungeheuren Wichtigkeit, die heute das Brotgetreide wie nie zuvor für uns besitzt, hat die Frage ein großes Interesse: welches denn das älteste Getreide gewesen ist, das die Menschheit kennt. Es gibt genug prähistorische Funde dazu, wie der Heidelberger Universitäts-Professor Johannes Hoops in einer umfangreichen Studie nachgewiesen hat, aber über die Deutung sind sich, wie so oft, Botaniker und Urgeschichtler auf der einen Seite, die Sprachforscher auf der andern nicht einig. Eduard Hahn, der unter dem Titel „Demeter und Baubo“ eine Theorie der Entstehung unseres Ackerbaues versucht hat, meint, die Hirse sei die allerälteste Getreideart gewesen; ihr sei später die Gerste und dann erst der Weizen gefolgt. Aber es scheint nach den neuesten Forschungen und den jüngsten Kulturkunden aus der Steinzeit, daß im allgemeinen die drei Brotfruchtarten von Anfang an zusammen auftreten. Es ist an sich natürlich sehr wohl möglich, wie Hoops bemerkt, daß die Hirsekultur in manchen Gebieten dem Gersten- und Weizenbau vorausging; prähistorische Zeugnisse für ein höheres Alter derselben sind bis jetzt weder aus Asien noch Europa beigebracht. Selbst in China treten Kolben- und Rispenhirse 2800 v. Chr. — wenn nur die altchinesische Chronologie über das dritte vorchristliche Jahrhundert zurück nicht so unsicher wäre! — bereits im Bunde mit Weizen, Gerste, Reis und Sojabohne auf. Der semitisch-ägyptischen Welt andererseits ist die Hirse nach Buschans Untersuchungen zur vorgeschichtlichen Botanik bis in späte Zeiten überhaupt so gut wie fremd geblieben, während Weizen und Gerste in Ägypten schon im 4. Jahrtausend v. Chr. ausgiebig kultiviert wurden; auf dasselbe ehrwürdige Alter blickt dort bekanntlich die edle Kunst der Bierbrauerei aus Gerstenmalz zurück. Unter den zahlreichen Vegetabilien, die Schliemann in den Trümmern Trojas fand, waren nach Virchow's Prüfung weder Hirse noch Gerste vertreten. Besonders schwankt der Streit

um den Altersvorrang seit langem zwischen Weizen und Gerste hin und her. In den ältesten literarischen Zeugnissen der Bibel, der ägyptischen Grabdenkmäler (nach Schweinfurth) und chinesischen Schriften kommen beide nebeneinander vor; dabei sei bemerkt, daß die hübschen Geschichten vom viertausendjährigen „Mumienweizen“, der noch gekemt habe, als er versuchs- halber ausgesät wurde, ein Märchen sind. Auch die vorgeschichtliche Kunst der neusteinzeitlichen berühmten Höhlenfunde in Frankreich entscheidet den interessanten Prioritätsstreit nicht. „Den Darstellungen von Kolbenweizen-Ähren aus der Grotte des Espilugues und den Weizenkörnern von Mas d'Azil steht die Abbildung einer Gerstenähre aus der Höhle von Eorhet und der Gerstenfund von Campigny gegenüber.“ Allen diesen Kulturkunden aus frühester Vorzeit gegenüber kommt die Forschung heute nur zu einem Kompromiß: daß Gerste, Hirse und Weizen als die ältesten Brotgetreide der Welt — noch der römische Naturforscher und Stabsoffizier Plinius der Ältere lobt das Hirsebrot — anzusehen sind und wahrscheinlich die Gerste die älteste, jedenfalls die bedeutendste unter ihnen war. C. K.



Wie Naturvölker klettern.

Es ist jedem rechtschaffenen Jungen aus der Praxis her bekannt, daß bei uns Europäern beim Erklettern eines Baumes den umflammernden Knien eine erhebliche Hebelarbeit zugewiesen wird. Ein solches Klettern kennen die Naturvölker nicht, bei ihnen kommt lediglich die Mitarbeit des Fußes in Frage. Meist besteht bei ihnen das Klettern, wenn es sich nicht um ganz dünne Stämme handelt, aus einem Hinaufkriechen am Stamm, wobei sich diese Völker einfacher Hilfsmittel bedienen. Im einfachsten Fall ist das eine Liane (Schlingpflanze), die z. B. der Australier mit fähigem Schwung um den Baum herum-schwingt, um die freien Enden mit beiden Händen zu erfassen. Indem er nun die Füße fest gegen den Stamm stemmt, schiebt er die Liane rückwärts aufwärts und marschiert gleichzeitig von unten in die Höhe. Noch bequemer macht es sich der Loangoneger, nördlich der Kongomündung. Er verknüpft die beiden Enden seines um den Stamm geschlungenen Kletterstricks, der meist aus einem derben Baumbaststreifen besteht, und stellt sich nun zwischen Stamm und Schlinge. Hebt er deren um den Baum liegenden Teil schräg nach oben, während er sich mit seinem Rücken fest gegen den andern Schlingenteil stemmt und gleichzeitig seine Füße fest gegen den Baumstamm preßt, so vermag er in dieser Lage ohne körperliche Anstrengung nach oben zu marschieren; er hat nur die Schlinge in regelmäßigen Abständen rückwärts aufwärts zu schieben.

Chinesische Hundezucht.

Die gelben Jopfträger im fernen Asien stehen jedenfalls als Hundezüchter ganz ohne Rivalen in der Welt da. Die chinesische Hunderrasse zeichnet sich nämlich durch ein ganz besonders dichtes, seidenglänzendes Fell aus. In diesem eigenartigen Hundepelz steckt aber einzig und allein der Wert, der die Chinesen, vornehmlich die Bewohner der Mandschurei dazu bewogen hat, Hundezucht zu treiben. Ungefähr 400 bis 500 der Vierfüßler werden auf einer solchen Hundekolonie groß gezogen, und wenn sie 8–9 Monate alt geworden sind, werden alle, mit Ausnahme der zur Zucht bestimmten schönsten Tiere, erwürgt und ihnen das Fell über die Ohren gezogen. Dies geschieht gewöhnlich so um Mitte des Winters, wo der Pelz am dichtesten und längsten ist. Das unvergleichlich schöne, seidige Haar dieses mandschurischen Hundes erreicht oft eine Länge von 6–7 Zoll. Es sind dort also im allgemeinen nicht die Schafe, die das Material zur Kleidung des Menschen liefern. Jedem Mandschuren, ob reich oder arm, ist sein Hundepelz ebenso unentbehrlich, wie dem Russen sein Kammpelz.

Grüßen.

Nach den Wörterbüchern von F. Kluge und Weigand bedeutet grüßen in den älteren Mundarten „anreden“, entweder in freundschaftlichem oder in feindseligem Sinne, d. h. „mit Wunsch anrufen“ oder „zum Kampfe auffordern“. Aber die Herkunft des Wortes herrscht keine Einigkeit. Während Kant im Weigand'schen Wörterbuch das gotische grētan = weinen heranzieht, erinnert Kluge an die indogermanische Wurzel ghar, in griechischer Sprache chairo, d. h. „ich freue mich“, das Wort, das der Grieche zu seinem schönen Grusse benutzte: Chaire = „freue dich!“ Im Neuhochdeutschen ist das Wort nur noch in gutem Sinne gebräuchlich und bedeutet also: „jemanden mit einem guten Wunsche anreden“. Das ist jedoch erst die jüngere Entwicklung. Die alteingewurzelten Grußformeln: „Gott grüße dich!“ und ähnliche sind aber gewiß älter und bezogen den Segenswunsch auf den gnädigen Gott. Sie sind wohl Anklänge an den ältestamentlichen Wunsch: „Gott neige sein Antlitz zu dir!“ (4. Mos. 6, 25) und an den Gegensatz dazu: „Verbirg dein Angesicht nicht vor deinem Knechte!“ (Ps. 69, 18). Hiermit geht die Erklärung weiter zurück in die Anschauungen einer uralten Kultur, wo es als Ausdruck der Feindseligkeit galt, wenn der Mächtige von dem Geringeren sein Gesicht abwandte, als Zeichen der Gnade dagegen, wenn er ihn anblickte. Die kirchlichen Anklänge haben wohl die feindselige Anrede verdrängt und den frommen Wunsch als Gruß bewahrt.

Maydorn (Thorn).

Rätsel.

Mit leichter Mühe kann das Schwerste Gehoben werden durch mich;
Und will der Schiffer nach der Weite,
So wünscht er sich gleichfalls mich.

Auflösung des Rätsels aus der vorigen Nummer:

Der Schein.